

DIE ZEIT vom 16.12.2004

Glänzende Zeiten

Sie arbeiten bis zum Umfallen und dringen bis in die schmutzigsten Ecken Deutschlands vor: Die polnischen Putzfrauen. Unser Autor kennt sich aus. Seine Mutter ist eine von ihnen

Von Adam Soboczynski

Einem Klischee zufolge ist Deutschland ein ungeheuer sauberes Land. Einem zweiten Klischee zufolge wird es fast ausschließlich von Polinnen sauber gehalten. Das zweite Klischee stimmt. Ich habe es am eigenen Leibe erfahren, denn ich bin der Sohn einer polnischen Putzfrau, der Neffe putzender polnischer Tanten. Die ersten Schritte im ersehnten Wirtschaftswunderland wurden von polnischen Frauen auf Knien gemacht: Sie wischten und polierten, sie drangen mit ihren Händen in die dunklen, in die dreckigen Ecken der Republik. Dem Armenhaus Polens entkommen, putzten sich Polinnen einen tief ersehnten Wohlstand herbei.

Der Mythos der polnischen Putzfrau, der tief in das bundesrepublikanische Bewusstsein drang, hat einen wahren Kern: Seit Ende der siebziger Jahre kamen über eine Million polnische Aussiedler und Asylbewerber nach Deutschland. Manche, wie meine Familie, zog es in den tiefsten Westen: 1981 ließen wir uns in Koblenz nieder. Und seit unserer Ankunft ist Koblenz ein gutes Stück sauberer geworden, denn seither rückt meine Mutter mit Putzlappen, Glasreinigern und Wischmops der rheinischen Provinzstadt zuleibe: »Gerade in den ersten Jahren habe ich geputzt bis zum Umfallen. Es gab Zeiten, da hatte ich drei Putzstellen – auf einmal.« Morgens um halb fünf bohnte und wienerte sie den Boden eines bekannten Papiertaschentuchherstellers. »Bis die letzte Ecke glänzte«, sagt sie nicht ohne Stolz. Dann eilte sie »im Galopp« nach Hause, um »euch Kinder zur Schule fertig zu machen«. Auf dem frühmorgendlichen Nachhauseweg, so gegen sieben, ging sie im Schlepptau mit zehn anderen Putzfrauen durchs »Kreuzchen«. Kreuzchen, eine Wohnblocksiedlung aus den Sechzigern in Koblenz-Neuendorf, ist das Synonym für jene »Parallelgesellschaft«, von der zurzeit so gerne die Rede ist. Türken basteln bis spät in die Nacht an tiefer gelegten Golfs, russlanddeutsche Halbstarke in Jogginganzügen spucken im Takt auf kotige Gehsteige, verwaiste Einkaufswagen hängen in den Büschen. Die Putzkolonnen passierte allmorgendlich ein Schwerbehindertenwohnheim. Die Mongoloiden riefen ihnen frühmorgens schrill im Chor entgegen: »Die Putzfrauen sind da! Die Putzfrauen sind da!«, und pressten ihre Köpfe durch die Gitterstäbe des Eisenzauns.

Das Gesicht eines Mädchens, die Hände einer Greisin

Zu Hause, am Rande des Kreuzchens, angekommen, wurden mein Ranz und der meines Bruders mit Pausenbrotstullen gefüllt. Wir gingen zur Grundschule, meine Mutter ging zu den Wagners. Ein guter Job: von 9 bis 13 Uhr. »Er war Rechtsanwalt und erfolgreich. Sie Lehrerin. Zum Putzen hatten sie keine Zeit.« Zum Bügeln auch nicht, weder zum Spülen noch zum Kochen. Als es dampfte und brodelte, die Wäsche in der Maschine rotierte und das Bad in aseptischem Glanz erstrahlte, kehrte eine zumeist gut gelaunte Pädagogin in ihr von Allzweckreiniger- und Küchengeruch erfülltes Eigenheim zurück. »Auftischen musste sie noch selbst. Denn ich rannte wieder nach Hause«, sagt Mutter mit einem rollenden »r«: »Ich rrannte wieder im Galopp.« Nachmittags dampfte und brodelte es in ihrer eigenen Wohnung.

Bis abends Vater, der Maschinenbautechniker, verschwitzt ins Wohnzimmer trat. Um zu essen, manchmal Piroggen, manchmal Borschtsch, um zu duschen, um uns Söhne vor den Fernseher oder ihre Hausaufgaben zu setzen; und um sich gegen acht mit seiner Frau zur dritten Putzstelle auf den Weg zu machen: einem Friseursalon. Während unsere Eltern putzten, wurde ich mit meinem Bruder vom öffentlich-rechtlichen Fernsehen prächtig versorgt.

Meine Eltern liefen in Deutschland einem ehrwürdigen Traum der Aufklärung hinterher. Durch Leistung, nicht durch die Macht der Geburt galt es, eine kapitalistische Identität zu stiften, die aus dem gesellschaftlichen Nichts entsprang und zur höchsten Anerkennung vordrang. Durch Fleiß, durch Arbeitskraft, durch drei Putzstellen an einem Tag wollte man es ihnen zeigen. Wollte man es allen zeigen. Denen, die der Wohlfahrtsstaat leidlich verpflegte; denen, die sich auf einem bundesrepublikanischen Erbe ausruhten; denen, die sich entspannten auf dem bisher Erreichten. Der Putzfrauenstolz, dessen man sich bei Besuchen in der alten Heimat schämte und den man dort sorgsam verbarg, entsprang der Entbehrung, dem Geiz, der Genussangst. »Wir gehen nicht wie die Deutschen essen und verprassen an einem Abend 50 Mark«, trichterte mein Vater mir ein. Immer wieder. Noch heute kennt er, wie die meisten polnischen Immigranten, keine Deutschen. Weil er jede Eckkneipe verschmäht. Noch heute kennen die Polen nicht diejenigen, denen sie es zeigen wollten.

Es ist Sonntagabend. Novemberregen. Mein Vater steht hinter meiner Mutter in der Küche. Er schlürft gemächlich einen Kaffee. Seine Füße stecken in dicken Puschen. Ein kleiner Bauch zeugt von gemütlichen Bieren vor dem Flachbildschirm-Fernseher, den er beiläufig ins Visier nimmt. »Ich habe ja Abitur«, sagt er etwas abwesend. Immer habe er sich gesagt, er sei der einzige Mann mit Abitur in diesem Land, der putze. Seine Frau legt kurz die faltigen Hände übereinander. Hände, die seit fast 24 Jahren unzählige Eimer mit Reinigungsmittel trugen, die energisch Putzlappen auswringen und die tagein, tagaus tief in fremde Kloschüsseln drangen. Sie ist 54 Jahre alt und hat noch immer ein junges, ein mädchenhaftes Gesicht. Wären da nicht die Greisenhände. »Von dem scharfen Zeug«, sagt sie. »Aber ich habe Glück gehabt.« Die meisten hätten, erklärt sie, indem sie auf ihr linkes Handgelenk zeigt, irgendwann chronische Sehnenscheidenentzündungen. Vom Auswringen. »Die polnische Putzfrau erkennt man an ihren Operationsnarben.« Sie selbst kann seit kurzem nur noch wenige Stunden in der Woche putzen. Abends im Friseursalon, übermüdet von einem endlosen Tag, ist sie auf dem feuchten Fußboden ausgerutscht. Bandscheibenvorfall. Karriereknick. Dennoch ist vieles einfacher geworden. »Die Arbeit ist nicht mehr so körperlich.« Mit elektronischem Hochdruckbohnern werden die Gelenke geschont, so genannte Multisauger sprühen, waschen und saugen neuerdings in einem Arbeitsgang.

Drei Stellen gleichzeitig – um es allen zu zeigen

Die Wohnung meiner Eltern ist blank poliert; als beschäftigten sie selbst eine Putzkolonne. Die Möbel, helle Kiefer, scheinen Besuchern erst in allerjüngster Zeit sorgsam aus einem Einrichtungshaus erworben. Keine Fernsehzeitung liegt auf dem Sofatisch, kein Kissen stört die akkurate Symmetrie der weißen Sitzcouch-Gruppe; Ordnung ist hier das ganze Leben. Mutter steht langsam auf, wendet mir in der Küche den Rücken zu. »Ein Knopfdruck genügt heutzutage«, sagt sie, als eine chromfarbene Espressomaschine unvermittelt mit einem surrenden Geräusch heißen Kaffee spendet. »Am Anfang, da hab ich mich geschämt. Am Anfang, als wir in ein kleines Sechsparteienhaus zogen, da habe ich das Putzen verheimlicht. Es war ja so: In Polen als Polin zu putzen, das war der letzte Dreck. So wie es der letzte Dreck ist, wenn Deutsche in Deutschland putzen. Ich habe das auch in Polen verheimlicht. Wir wurden ja ein bisschen reich durch das Putzen, und die Polen hatten damals in ihrem Land

nichts zu essen. Aber wenn ich zu Besuch war, hab ich nichts gesagt. In Deutschland hat man sich dann schnell daran gewöhnt, kam ja viel Geld in die Kasse. Aber ich hab auch hier immer geguckt, dass mich keiner sieht. Ich hatte mal eine Putzstelle in der Löhstraße, in der Fußgängerzone, mitten in der Stadt. In einem Schuhladen. Die Leute, die gingen zur Arbeit, und gerade montagmorgens, da war dann vor dem Laden die Kotze und manchmal dann Hundescheiße und manchmal beides. Und einmal war ich das am Wegmachen, als die Mutter von einem Schulfreund deines Bruders vorbeikam. Die hat mich dann gesehen.«

Dass Frauen putzen gingen, meine Mutter, meine Tanten, die Freundinnen meiner Eltern, das war so selbstverständlich wie unhinterfragbar. Erst jetzt erfahre ich von der Scham, die sorgsam unter den Teppich gekehrt wurde. Seitdem ich sieben bin, dem Zeitpunkt unserer Aussiedlung, habe ich viele Jahre lang nur Frauen kennen gelernt, die mit Putzen Geld verdienten. Nur einmal habe ich eine erwähnenswerte Putzkrise miterlebt, die ans Eingemachte ging. Meine Tante, eine groß gewachsene, robuste und eher affektkontrollierte Persönlichkeit, stürzte völlig aufgelöst in unser Wohnzimmer. Die Scham hatte sie überwältigt. Meine Mutter hatte ihr eine private Putzstelle vermittelt, die sie als erniedrigend empfand. Es hing mit einem Schlüpfer zusammen. Sie sollte ihn, das kostbare und empfindliche Stück ihrer Arbeitgeberin, mit den Händen waschen. »So weit bin ich schon runtergekommen«, platzte es aus ihr heraus, »dass ich die Reizwäsche der Deutschen mit meinen bloßen Händen wasche.« Sie kündigte.

Mutter kehrt mit einer schlichten weißen Espressotasse zurück. Sie dampft. »Nicht dass mir das jetzt jemand übel nimmt, aber die deutschen Putzfrauen hier, die können meistens nicht putzen. Die machen zu viele Pausen und sind...« Sie hält kurz inne. »Na ja, halt Gesocks. Kaum ein wirklicher Mensch. Asoziale. Weiber ohne Kultur. Richtige Asi-Weiber. Einmal habe ich in einer Grundschule geputzt. Ich habe um sieben Uhr angefangen. Da hatten die schon alles unter sich aufgeteilt, haben schön die Klassenräume gesaugt, und ich musste dann an die Klos ran. 15 Stück. Da hatte ich mich mit denen dann in der Wolle.« Manche polnische Putzfrauen, sagt meine Mutter, seien naiv gewesen, Traumtänzerinnen. Wie Agata, ihre alte Freundin. Sie hat sich auf Privathaushalte spezialisiert. Ich soll da mal kurz hingehen, Agata wohnt nur einen Block weiter.

Agata ist füllig, hat schwarzes liches Haar. Ich habe sie ein paarmal gesehen, während der Geburtstagsfeiern meiner Eltern. Mit einer Miene, die keine Widerworte duldet, wird mir zügig Bier eingeschenkt. »Immer, eigentlich noch jetzt, dachte ich, ich werde reich, so richtig reich«, erzählt die 40-Jährige hastig und nimmt einen großen Schluck. »So wie man immer in Amerika sagt: ›vom Tellerwäscher zum Millionär‹. Ich habe bei den alten Omas geputzt. Einsam waren die, hatten Katzen oder Hunde und Kinder, die sie nicht besuchten. Ich habe gedacht, du putzt und redest mit denen und machst alles, und am Ende bekommst du dann das Erbe.« Sie lacht schallend. »So naiv ist das doch gar nicht. Von so Geschichten liest man doch in der Zeitung.« Einmal, da ging ihre erbschleichende Strategie so weit, dass sie auch die Leichenwäsche übernahm. »Ich dachte, wenn die Alte mir nichts gibt, dann vielleicht die Kinder vom Erbe. Zumindest ein bisschen. Ich habe die Alte dann gewaschen. Am Ende durfte ich mir dann dafür was von den Klamotten aussuchen. Altes Zeug. Altes Zeug hatte ich auch in Polen.« Wo sie denn in Polen gearbeitet habe, möchte ich wissen. Sie stutzt. »Na, ganz normal, die ganzen Putzfrauen haben ganz normale Stellen gehabt, mit Ausbildung. Ich hatte ein kleines Lebensmittelgeschäft, Magda war in der Bank als Angestellte; und deine Mutter, weißt du doch, die war Schneiderin in einer Fabrik.«

Unter den polnischen Putzfrauen meiner Jugend herrschte eine scharfe Konkurrenz. Des polnischen Stolzes, des gesellschaftlichen Ansehens entkleidet, kompensierten sie ihre

erniedrigende Tätigkeit mit Konsumgütern, die sie sich in Polen nicht leisten konnten. Sie setzten sich einerseits von den Deutschen ab, die sie um ihren, aus dem bundesrepublikanischen Wirtschaftswunder gespeisten, Reichtum beneideten. Andererseits neideten sie den konkurrierenden Putzfrauen ihre Wohnungen, die mit noch moderneren Einbauküchen, mit VHS-Videorecordern und Laminatböden ausgestattet waren. Putzen schuf eine gesellschaftliche Ordnung, die das biografische Chaos, das mit jeder Immigration verbunden war, zu heilen versprach. Mit jeder neuen, immer besser bezahlten Putzstelle und mit jeder neuen, schnittigeren Karosse, die man sich per Ratenzahlung leistete, wurde für kurze Zeit das letztlich vergebliche Begehren gestillt, irgendwann in der Bundesrepublik anzukommen.

»Niemand hätte ich geglaubt«, sagt meine Mutter, »dass ich in Deutschland putzen würde.« Ihre Schwester, Agata und Magda pflichten ihr bei. Der Grund für ihre Putzbiografien ist schlicht. »Viele haben geputzt wegen der Kinder«, fährt sie fort. »Die meisten aus unserer Generation kamen mit kleinen Kindern. In Polen gab es Krippen und Ganztagskindergärten mit Mittagessen. Viele, die hierhin kamen, wussten nicht, was sie mit den Kindern machen sollten. Ein paar Stunden putzen am Tag, das ging.«

Anders als in den USA, anders als in Frankreich, den skandinavischen Ländern, Polen und der DDR hielt Westdeutschland an einem nostalgisch-pietistischen Mutterbild fest: an einer Mutter, die möglichst lange und allumfassend mit ihren Kindern eine symbiotische Einheit zu bilden habe. Arbeiten und gleichzeitig Kinder aufziehen, so der Tenor, das war Verrat am Nachwuchs. Die so genannte Kindergarten-Pisa-Studie der OECD kam gerade zu dem Ergebnis, dass – man muss die Zahl mal auf sich wirken lassen – genau für 2,7 Prozent aller westdeutschen Kleinkinder Hortplätze zur Verfügung stehen. Das anachronistische Mutterbild der Deutschen gebar somit die »polnische Putzfrau«, denn ironischerweise fing ausgerechnet sie das Fehlen westdeutscher Betreuungseinrichtungen auf. So schön schließen sich manchmal die Kreise.

Wer sind die neuen Polen – die Russen oder die Deutschen?

»Es gibt heute nicht mehr viele Polen, die putzen«, erzählt Agata. »Ich habe zwar von den polnischen Pendlerinnen gehört, die täglich nach Berlin kommen, um die Hauptstadt zu putzen, aber das sind doch nur noch die Reste. Die Polen sind ja auch reich geworden.« Sie blickt in ihr leeres Bierglas. Flink nimmt sie zwei weitere Warsteiner aus dem Kühlschrank. Mit einem kleinen schwarzen Feuerzeug hebt sie die goldenen Kronkorken vom Flaschenhals. »Es sind jetzt die Russinnen«, sagt sie mit leisem Schmunzeln. »Die letzte Aussiedlungswelle, die kam weiter aus dem Osten. Viele haben aber noch die Polinnen im Kopf, wenn es ums Putzen geht.« Die »polnische Putzfrau« ist nur noch ein Mythos: die Wiederkehr des fast Immergleichen, eine alte Melodie in immer neuen Variationen. Ich habe sie gehört, seitdem ich sieben war.

Die »polnische Putzfrau« ist fester Teil des Niedlichkeitsrepertoires, das man seit je den Polen entgegenbrachte. Putzig, wie die Polen zu viert im voll gepackten Fiat Polski zur Weinernte tuckerten; regelrecht süß, wie sie durch kleine Gaunereien an Touristen im eigenen Land über die Runden kamen (und ein Jahr später dann plötzlich mit einem Audi 80 zur rheinischen Weinernte gelangten). Man konnte lange Zeit mit dem Bild des verlotterten Polen mit mächtigem Oberlippenbart – wie Harald Schmidt in seiner Late-Night-Show – brillante Fernsehquoten erzielen; ein wenig Sympathie verschmolz mit einer wohlwollenden Herablassung. Ein Umstand, aus dem manche Polen eine Tugend machten: etwa diejenigen,

die den mittlerweile florierenden Berliner »Club der polnischen Versager« gründeten und ihr Nationalklischee ironisch brachen.

Seltsamerweise – ich beobachte diese Entwicklung mit wachsendem Erstaunen – klingt der Topos vom niedlichen Polen in jüngerer Zeit etwas ab: wie ein angefaultes Klischee. Denn Deutsche und Polen kommen sich in den letzten Jahren interessanterweise sehr nahe. Während jenseits der Oder das Wirtschaftswachstum seit 15 Jahren nahezu ungebrochen anhält, schmilzt hierzulande der Wohlstand weg wie ein buntes Speiseeis in der Sonne. Das Jahr neigt sich seinem Ende entgegen: Das marode Gesundheitssystem, die Karstadt- und Opel-Misere, schließlich Rudi Völlers schmachvoller Abgang als Nationaltrainer markieren ein düsteres Jahr in der bundesrepublikanischen Geschichte. Die Polen stolz belächeln – mir scheint, man kann es hierzulande nur noch gequält; man ist ja bald selbst schon der Pole. Der Kreis droht sich zu schließen. Es gibt neuerdings Tage, da belächle ich Deutschland. Wohlwollend.

Doch noch lebt der Mythos von der polnischen Putzfrau. Noch fügt er sich in ein ostalgisch verklärtes, liebevoll gehegtes Polenklischee. Mit dem Putzlappen in der Hand verkörpert die polnische Putzfrau etwas angenehm Anachronistisches, erinnert sie doch an das verblasste Bild der deutschen Trümmerfrau; an eine, die – so will es ja die Erinnerung an das einstmalige Wirtschaftswunder der Deutschen – noch so richtig zupacken konnte; die mit ihren bloßen Händen Backsteine in Goldklumpen verwandelte. Unverwüstlich.

Darauf angesprochen, lacht Agata beschwipst. Wir stehen an der Türschwelle. Sie gibt mir zum Abschied die Hand. Über das Treppengeländer gelehnt, ruft sie mir noch scherzhaft eine Antwort hinterher: »Ja, ja, die Ärmel hochkrempeln. Das hat noch keinem geschadet.« Ein wenig zu laut.